

Das Bürgerhaus in Uri, Schwyz, St. Gallen (Stadt) und Appenzell

Autor(en): **Escher, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **34 (1911)**

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Bürgerhaus in Uri, Schwyz, St. Gallen (Stadt) und Appenzell.

Von Dr. phil. Konrad Gschler in Basel.

Nachfolgende Skizze bildet den Inhalt eines Vortrages, den der Verfasser am 24. Mai 1910 vor dem Basler Ingenieur- und Architekten-Verein hielt, der zugleich in zuvorkommender Weise die Erlaubnis zur Publikation erteilte, obgleich das meiste Material für die folgenden Bände des Bürgerhauses bestimmt ist. Aus diesem Grunde kann der Verfasser nur eine Skizze, keine erschöpfende Abhandlung geben; gilt es doch zunächst, weitere Kreise für das „Bürgerhaus“ zu interessieren. Für St. Gallen und Appenzell bediente sich der Verfasser des sorgfältigen und ausführlichen Manuskriptes der Herren Schlatter in St. Gallen und Willi in Rorschach. Für die Illustrationen bot das schon ungemein reichhaltige Archiv des „Bürgerhauses“, dessen Verwaltung der Verfasser seit einiger Zeit übernommen hat, das erwünschte Material.

* * *

Seit einigen Jahren ertönte im Lager der ausübenden, künstlerisch tätigen Architekten immer lauter der Ruf: „Zurück zur Heimatkunst“. Angesichts der trostlosen Stilverwirrung, mit welcher das 19. Jahrhundert seine eigene Armut an neuen architektonischen Gedanken zu bemänteln suchte, war diese Forderung voll und ganz berechtigt. Die Villenquartiere unserer

großen Städte zeigen heute keine italienisch fein sollenden Landhäuser oder gar englisch-gotische Schlösser, sondern man hat schon begonnen, die Ansprüche des heimatlichen Bodens anzuerkennen, ohne künstlerische Freiheit oder die neuen Errungenschaften der Technik zu negieren. Heute können wir meist mit Freude und Genugtuung auch unsere Zeitschriften für Bauwesen und Kunstgewerbe zur Hand nehmen.

Wenn nun die heimische Bauweise in praxi wieder zu ihrem Rechte kommen soll, so muß auch Klarheit darüber herrschen, wie unsere Väter gebaut, wie sie sich eingerichtet haben; namentlich müssen wir darauf achten, wie sich die Bürgerhäuser ins Straßenbild, die ländlichen Wohnungen in die Landschaft einpassen; dann wird man nur noch selten klagen müssen, unser Schweizerland werde verschandelt und verhunzt. Aus dem Unternehmen, die Bürgerhäuser der Schweiz, der Städte wie der kleineren Ortschaften, systematisch zu publizieren, schöpfen der Architekt, Kultur- und Kunsthistoriker denselben Vorteil, und wer überhaupt nicht einseitig sein ganzes Interesse nur den Tagesfragen zuwendet, wird solches auch dem „Bürgerhaus“ nicht versagen können, das wie kein zweites aus dem Grund schöpft und sich eine umfassende Aufgabe gestellt hat. — Es ist eine unumgängliche und bisher etwas vernachlässigte Pflicht der Vergangenheit unseres Vaterlandes gegenüber, auch diese monumentalsten Urkunden der Kultur- und Kunstgeschichte bekannt, allgemein zugänglich zu machen. Das schöne Unternehmen Hunzikers, das Bauernhaus der Schweiz in einer erschöpfenden Monographie darzustellen, ist leider Torso geblieben. Die „Bernern Kunstdenkmäler“ und « Fribourg artistique » sind mit Veröffentlichung bürgerlicher Altertümer vorangegangen; einzelne Beiträge hat auch die Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler geliefert. Es scheint aber trotzdem, daß zurzeit der Schweizerische Ingenieur- und Architektenverein allein die nötigen Mittel

sowohl als auch die Organisation besitzt, die Sammlung und Publikation schweizerischer Bürgerhäuser auf breiter Basis zu betreiben.

Die zahlreichen Aufnahmen, welche dem Bürgerhaus-Archiv einverleibt sind und der erste schon erschienene und in muster-gültiger Weise von Herrn Dr. S. C. Baer in Zürich bearbeitete Band (Kt. Uri) erteilen darüber Aufschluß, wie unsere Altvordern gebaut, mit welchen künstlerischen Mitteln sie sich wohllich eingerichtet haben. Eine scharfe Grenze gegenüber dem Kunstgewerbe darf und kann überhaupt nicht gezogen werden: das Portal mit schmiedeeisernen Gittern, die Treppe mit ihren Geländern, die Stube mit Wänden, Boden, Diele und allem Hausrat bilden ein einziges Ganzes, das auch nur als solches seine richtige ästhetische Wirkung ausübt. — Ferner darf auch zwischen privaten und öffentlichen Gebäuden nicht zu scharf geschieden werden; denn bis zu einem gewissen Grade sind die Forderungen beider analog: Zunft- und Rathhäuser sind zu nur vorübergehendem, aber doch sehr oft wiederholtem Besuch seitens der Bürger gebaut; die Zimmereinrichtung stimmt in vielen wesentlichen Punkten überein; eine Publikation der schweizerischen Bürgerhäuser hat darzutun, welchen Einfluß der Privatbau auf den öffentlichen ausübte. Städtische Bauart gab auch bei der Inneneinrichtung noch bewohnter Schlösser den Ausschlag: darauf ist bei den Kantonen Bern, Aargau, Waadt Rücksicht zu nehmen. Ebenso wenig ist es möglich, scharf zwischen Bürger- und Bauernhaus zu trennen; im Gegenteil, für viele unserer Ortschaften ist gerade das Nebeneinander von städtischem Stein- und dörflichem Holzbau, oder die gegenseitige Durchdringung beider charakteristisch. Es hängt dies natürlich von der Beschäftigung der Bevölkerung ab.

Wenn ein Vortrag über das Bürgerhaus in Uri, Schwyz, St. Gallen und Appenzell angekündigt worden ist, so mag die

Gruppierung des Stoffes etwas willkürlich und unzusammenhängend erscheinen. Der Sprecher richtet sich in diesem Falle nach dem Material, das schon am vollständigsten vorliegt; nur beschränkt er sich bei Schwyz auf den Hauptort, ebenso auf die Stadt St. Gallen und Rorschach; betreffend Appenzell verfügt er erst über wenige Abbildungen und einzelne schriftliche Mitteilungen.

Die Bauart eines Hauses ist keine zufällige: es hängt viel davon ab, ob ein Gemeinwesen von Anfang an städtischen Charakter getragen hat, d. h. ob der gesamte Bauplan durch Mauern eingeschränkt war, wobei sich die Gebäude erst noch mit Straßen und Plätzen zusammen in den verfügbaren Raum zu teilen hatten. Von der allemannischen Einzelsiedelung können wir die Spuren in den großen Städten nicht mehr verfolgen; im Gegenteil, sie sind nach dem System der größtmöglichen Raumausnutzung gebaut. Fast jede Stadt weist in ihren Annalen Feuerbrünste auf, welche die alten Holzbauten sukzessive verzehrten und steinerne verlangten. Ganz städtisch ist die Anlage von St. Gallen, mehr dörflich, d. h. mit Bevorzugung des Einzelhauses sind Rorschach, Altdorf, Schwyz, die Appenzellerorte angelegt, wo sich mehr selbständige, vermögliche Landwirtschaft- oder auch handel-treibende Familien angesiedelt haben. Das 17. und namentlich das 18. Jahrhundert ließen dann, wo es anging, freistehende Einzelbauten in Gärten entstehen. Das Bürgerhaus der Stadt sieht sich zum überwiegenden Teil in seiner äußern Gestaltung und formalen Durchbildung auf die einzige freie Straßenseite angewiesen. Reicher, großzügiger sind diejenigen, welche die Ecken zwischen zwei Straßen oder eines Platzes bezeichnen. Die ausgezeichnete Stelle reservierte man gerne dem Rathaus und andern öffentlichen Gebäuden. In der Stadt sind die Häusergruppen vom frühen Mittelalter an vorgezeichnet, der Flecken verleugnet trotz städtisch-prächtiger Bauten seinen ländlichen, auf Einzelsiedelung abgestellten Charakter nicht.

Das Bürgerhaus hat sich auch nach der geographischen Beschaffenheit der Landschaft zu richten. Aus schon genanntem Grunde verschwindet der Holzbau immer mehr aus dem Städtebild; für die Dörfer mit landwirtschaftltreibender Bevölkerung versteht sich das Überwiegen des Holzbaues von selbst. Maßgebend zur Entscheidung sind also die Flecken. In Altdorf haben die Steinbauten den Vorrang, der Kanton hat zwar, wie noch zu zeigen ist, zahlreiche Holzbauten aufzuweisen, aber Gotthardaufwärts nehmen die Steinbauten zu, die ja dem Tessin und einzelnen Bündnertälern ausschließlich ihr Gepräge verleihen. In Schwyz stehen Stein- und Holzbau in Verwendung und Durchführung gleichberechtigt nebeneinander; Korschach hat aus ganz besondern Gründen städtischen Charakter und Steinbauten, der Kanton Appenzell mit Dörfern und Flecken kennt für sein Bürgerhaus fast nur einen einzigen, ganz ländlichen Typus; eine Ausnahme bildet Trogen mit seinem städtischen Platz, auf dem sich aber das ehrwürdige Holzhaus der Krone noch nicht von den städtischen Steinbauten öffentlichen und privaten Charakters hat verdrängen lassen.

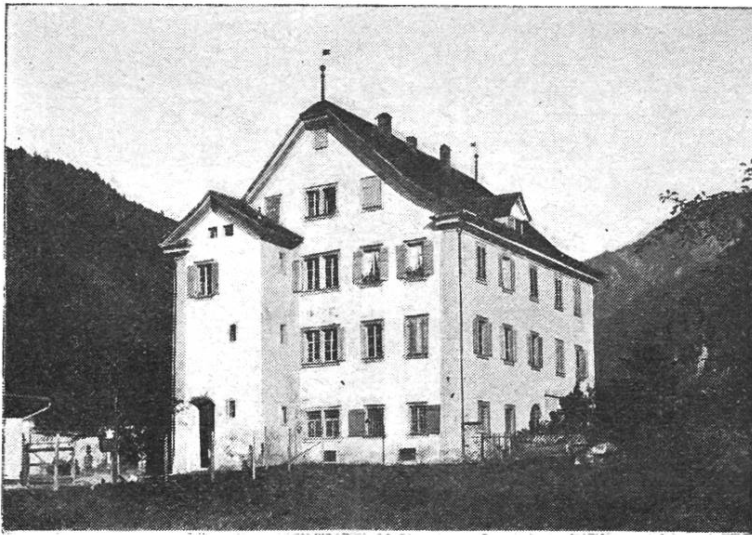
Der stattliche Band, in welchem so viele Bauten Uri's veröffentlicht sind, ist bekannt; beginnen wir unsern Rundgang hier. Altdorf, wiederholt von Bränden und Bergrutschungen heimgesucht, empfängt uns deshalb fast ausschließlich mit Steinbauten, und zwar mit recht vornehmen und stattlichen. Man würde aber irren, wollte man annehmen, Altdorf zeige in ermüdender Wiederholung nur diesen einen Typus. Wille oder Zufall haben auch Werke ins Leben gerufen, welche dem Gesamtbild die nötige Abwechslung, dem Ganzen den Eindruck des natürlich Gewachsenen verleihen. Einsam und isoliert, fast wie ein Wehrturm, ähnlich wie Beroldingen, hält draußen vor dem Flecken das Zumbrunnensche Haus Allenwinden die Wache, trozig, fast ohne jeden Schmuck. Durch Anbau eines Gartensaals hat das

Zuffersche Haus ein freundliches, bauernhausartiges Gepräge erhalten, und zwar mitten in der Stadt, während sich das hübsche Landhaus in der Zwhermatte (nach 1600) doch in ziemlicher Entfernung vom Ort hält. Das stattliche Baumannsche Haus mit seinen zwei Giebeln scheint zunächst jeden besondern örtlichen Charakter ablehnen zu wollen, wenn nicht der auf drei Seiten von Säulen umgebene Hof die Nähe Italiens verriete. Dieser Hof ist aber in Uri nicht das einzige Symptom einer direkten Einwirkung von jenseits des Gotthards; man hat auf die Formen verschiedener Kirchtürme, auf die hohen Gartenmauern, offene säulengetragene Vorhallen, granitene Fahrgeleise, Heuschober auf vier Säulen u. a. m. hingewiesen. Das 19. Jahrhundert übernahm zunächst das Erbe des vorhergehenden (Haus Mueheim) mit stärkerer Disponierung der Geschoße und Flächengliederung; das Rathaus folgte nach; aber hier hatte der heimische Boden mit seiner Tradition nicht mehr mitgesprochen.

Andermatt, der Fremdenort, zeigt noch alte Holzhäuser, welche für andere Orte wie Erstfeld, Göschenen, Bürgeln, Wassen, Bauen und Isental charakteristisch geblieben sind. Nicht nur die Landwirtschaft, sondern auch der Gotthardverkehr hat sie ins Leben gerufen; ja man kann sagen, der Gotthardstraße verdankte Uri fast ausschließlich seinen Aufschwung. Da entstanden an den zahlreichen Haltestellen prachtvolle Wirtshäuser, welche zur Rast einluden, wie das Wirtshaus bei der Sust in Silenen. Jetzt sind sie nur historische Denkmäler, seit das Bahnhof-Restaurant Göschenen ihre Aufgabe allein übernommen hat und mit prosaischem Geschick bewältigt. Stolz, selbstbewußt, ernst stehen viele von ihnen da, mit hohem Giebel, in dunkelm, gebräuntem Holz, mit kleinen, oft von geschnitztem Rahmenwerk umgebenen Fenstern; andere, besonders in Andermatt, präsentieren sich klein, niedlich und freundlich mit ihrem hellen Schindelbelag. In Hospental aber glaubt man sich in ein tessinisches Dorf versetzt.

Auch Dorfgemeinschaften weisen ab und zu trutzige Steinbauten auf, die an Wehrtürme erinnern, so der sogenannte Schweinsberg in Uttinghausen und in milderer Form das Schlößchen Rudenz in Flüelen.

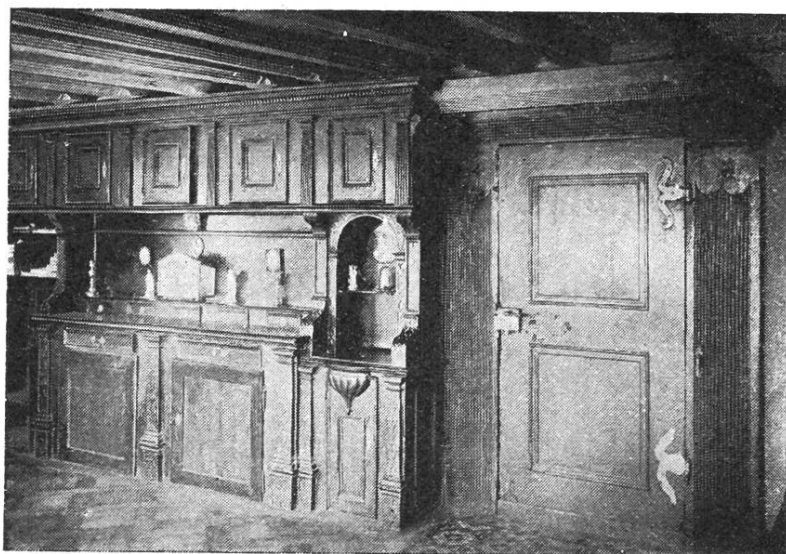
Hauptmerkmal der vornehmen Steinbauten Altdorf ist stattliche, monumentale Erscheinung, aber größte Einfachheit im Äußern; die Schlichtheit läßt aber niemals den Eindruck der Ärmlichkeit aufkommen, trotzdem sie sich fast konsequent Erker, Fensterverzierung, Lukarnen und durchweg Flächengliederung



Altdorf. Haus Epp.

durch Pilaster oder gar Halbsäulen verjagt. Die Front ist vielfach nicht der Straße zugekehrt, sondern dem Garten. Ein stattliches Portal empfängt den Besucher in einer fast offiziellen Weise und bereitet ihm auf die altväterisch gediegene Ausstattung des Innern vor. Den gotischen Treppengiebel zeigen nur noch das Spital und das Haus der Gebrüder Jauch (1550). Die typischen Herrschaftshäuser Altdorfs tragen den hohen, vom Dach eingefassten Giebel; an der Spitze ist das Dach ein Stück weit abgewalmt. (Häuser zum Blumenfeld 1595; Haus Bessler 1600; Haus Epp ca. 1600; Haus im Huhn 1600; Haus auf dem

Lehn 1612; Haus von Dr. Alban Müller ca. 1668; Haus Crivelli.) Die Fenster sind meist ganz regelmäßig verteilt; zu besondern Schaustücken sind aber vielfach nicht die Eingangs-, sondern die Giebelseiten ausgebildet; wirkliche oder nur gemalte, durchgehende Pilaster tragen ein breites Auflager für das Dach. Je eine einzige Luke dient gelegentlich zur Erstellung des Dachraumes, aber nie tritt sie mit dem Anspruch eines Schmuckstückes auf.



Aldorf. Haus Jauch.

In größern Häusern teilt der Korridor die verfügbare Fläche des Geschoßes in zwei Hälften für die sehr geräumigen mehrfenstrigen Zimmer, deren Ausstattung beweist, wie manches Kleinod heimischer Kunst diese halb vergessenen Orte noch bewahren; mögen sie noch recht lange vor der Invasion kunsträuberischer Amerikaner verschont bleiben. In den Sommerfröhen Waldeck und Gamma leben die italienischen Säulenhallen wieder auf.

Die Frage, woher der bescheidene Flecken zu solchem Reichtum an stattlichen Bauten kam, beantwortet sich durch den Hinweis auf die in der ganzen Schweiz, besonders im 17. Jahr-

hundert verbreitete Sitte, den Reichtum in ausländischen, kaiserlichen, päpstlichen, hauptsächlich aber französischen und spanischen Diensten zu erwerben. Eines der merkwürdigsten Denkmäler ist Schloß à Pro in Seedorf, das, ob schon 1558 gebaut, doch keinen italienischen Palast, sondern ein mittelalterliches Schloß mit Zinnen, Graben und Zugbrücke nachahmt. — Eines aber muß angesichts der fremden Dienste scharf betont werden: was die hohen Militärs nach Hause brachten, war nur das Geld, nicht aber französische Bauweise, die sich erst im 18. Jahrhundert und vielleicht nicht einmal direkt Geltung und allgemeine Anerkennung verschaffte; noch viel weniger ist vom Einfluß spanischer Kunst irgendwo die Rede, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Reisläufer überhaupt spanischen Boden betreten haben. In noch viel prägnanterer Weise tritt uns dies in Schwyz entgegen.

Man kommt unwillkürlich zu dem vielleicht auch gar nicht irrigen Glauben, schon unsere Altvordern hätten den Wohnbau dem Charakter der Landschaft angepaßt. Reuß- und Schächental sind wild und rauh, beiderseits von hohen Bergen mit kahlen Hängen eingefast; der Grundzug der Bauart in Uri ist eher ernst und zurückhaltend. Aber wo der Flecken Schwyz liegt, breitet sich von den Mythen herab bis zum Ufer des Vierwaldstättersees ein eiteres, fruchtbares Gefilde aus; aus grünen Matten leuchten im Schutze der einzigartigen Bergkolosse der Mythen die Häuser von Schwyz, ein Bild von unbeschreiblichem Reiz. Über den Ort schreibt Leu: „Der Haupt-Flecken ist ziemlich groß, und über 150 Häuser, und wohl gebauet, und sind darunter auch verschiedene gar schöne, und nach der jetzigen Bau-Art erbaute Häuser, hat auch weite Gassen, durch welche meistens ein rinnendes Wasser in Canälen geleithet wird. — Auch sind in dem Flecken auf drey schönen Plätzen so viel schöne Brunnen von Stein, auch Marmor und Bilder oben auf, und auf dem

großen Platz ist ein großer Schwibogen von vielen steinernen Säulen, darunter man den Sommer durch zusammenkommt, und in den Jahr- und andern Märkten die Krämer feil haben; auch außert dem Flecken in der Nähe herum ist eine große Anzahl gar schönen wohlgebauten Häusern verstreut.“

Wie das Gelände selbst neigt die Bauart der Schwyzer-Häuser zum Lieblichen und Anmutigen; es ist als ob jedes Haus den Besucher wieder auf eine besondere Art einladen wollte; zum ländlich heitern Charakter tragen natürlich auch die ausgedehnten Gärten, Zier- sowohl als Baumgärten, nicht wenig bei. Man kann auch sagen, der Habitus des Schwyzerhauses atmet inmitten der Fruchtbarkeit und des Segens der Landwirtschaft eine höhere Daseinsfreude, mehr Lebensgenuß als derjenige der Altdorfer Häuser inmitten der ernstesten wilden Gebirgslandschaft und unter dem Schrecken der Berggrutschungen.

Wie die Urner strömten auch die Schwyzer vom 16.—18. Jahrhundert massenhaft fremden Soldherren zu; es wurde nachgewiesen, daß 1693 nicht weniger als 28 Offiziere der Familie Reding im Dienste Ludwigs XIV. standen. Ob sie während des Lagerlebens Zeit fanden, französische Wohnkultur zu studieren, bleibt höchst fraglich, jedenfalls richteten sie sich dann in der Heimat so behaglich und stattlich als möglich ein. Landwirtschaft liegt den Schwyzern im Blut; die vornehmsten Herrenhäuser sind vielfach ganz symmetrisch mit Blumen- und Obstgärten und mit den Ökonomiegebäuden gruppiert. So bildet das Haus „im Acher“ den Mittelpunkt des Komplexes, den nach Norden Hof- und Ökonomiegebäude, nach Süden der ganz französisch angelegte Garten abschließen; wie ein leuchtender Teppich breiten sich vor dem „Oberrn Feldli“ von Herrn Tschümperlin die Gartenbeete aus, das Ganze inmitten ausgedehnten Wiesenlandes. Anders bei der ganz ländlichen Kaschmatt: vor dem Herrschaftsbau dehnt sich der Hof mit den

unregelmäßig disponierten Ökonomiegebäuden aus; der Garten gehört ganz dem Besitzer, ist den Augen des Besuchers zunächst entzogen und hinter dem Hause angelegt. Das Stück Natur, das sich der Besitzer mit seiner Kunst untertan gemacht hat, bleibt für ihn völlig reserviert. Das Umgekehrte ist beim Hause Waldeck der Fall, ebenso beim Obern Feldli des Herrn Kündig, beim stattlichen Großhaus des Landammanns Schuler-Styger. Eine ganz besondere Anlage zeigt das Reding'sche Gut, der glänzendste Repräsentant der Schwyzer



Schwyz. Haus Reding.

Baufunft. Eine Ecke des gesamten bepflanzten Areals bildet der Blumengarten mit Mauern und Pavillons (letztere sind typisch schwyzerisch) und die eine Ecke dieses ganz symmetrisch geteilten Blumengartens bezeichnet der herrschaftliche Wohnsitz mit seinen Giebeln, Vordächern und Türmchen.

Das führt zur Charakteristik der Bauart. Der Holzbau mit seinen Vordächern, seinen Giebeln, seinen malerischen Zufälligkeiten mit der nicht ganz symmetrischen Anlage der kleinen aber zahlreichen Fenster liegt den Schwyzern im Blut, selbst wenn die betreffenden Häuser in Stein errichtet sind. Um den

Eindruck freundlicher zu gestalten, ist mehr Gewicht auf die Dekoration gelegt. Von der Dachfläche des Redingschen Hauses stehen zwei Giebel und hinter diesen erheben sich zwei Türmchen, was sich nie ein Urner gestattet hätte; ähnliches sehen wir auch am Immenfeldschen Hause, das sich durch eine reizende Vorhalle mit erkerartigem Aufbau auszeichnet. Von der innigen Durchdringung des ländlichen und städtischen Baues legen gerade die Erker Zeugnis ab, obschon sie nicht gerade häufig sind; einen



Schwyz. Haus des Landammanns Schuler-Styger.

einen Erker über dem Vorplatz zeigt das Redingsche Haus. Die nächste Verwandtschaft mit urnerischen Steinbauten zeigt das Haus des Landammanns Schuler-Styger, aber es ist als Herrschaftssitz mehr isoliert, wirkt weniger im Straßenbild als vielmehr als Mittelpunkt der ganzen ausgedehnten Liegenschaft. Die Fenster sind nicht symmetrisch, sondern rhythmisch gruppiert; das angebaute Treppenhaus ist durch einen Giebel als wirksamer Bestandteil hervorgehoben, ebenso die Luke, und auf der gebrochenen Dachlinie beruht noch ein be-

sonderer malerischer Reiz. Alle diese Abweichungen vom streng Regelmäßigen und Praktischen wirken in der freien Landschaft mit ihren sanft bewegten Linien, ihren wechselnden Bildern und Farben am besten. Zu der nämlichen Gruppe zählt auch das Haus Waldegg, wie jenes der Inbegriff des herrschaftlichen Landhauses.

Als die prachtvollsten Holzbauten sind das Wohnhaus zum Pfyl und das Haus Reichlin zu nennen, die in Vielem wieder an Uri erinnern, aber merkwürdigerweise den Charakter des aus Holz gebauten Landhauses viel stärker verleugnen; hier hat der Einfluß des Steinbaues entscheidend mitgewirkt; es kommt sogar vor, daß Holzbauten in Steinfarbe überstrichen werden, um ihnen einen monumentalen Habitus zu verleihen, wie ein anderes Kedinghaus am Dorfbach zeigt (so viel ich an der Photographie zu erkennen vermag). Charakteristisch für Schwyz scheinen die höchst originellen Wasserkessel zu sein. Damit ist die Fülle interessanter und anmutiger Schwyzerbauten noch nicht erschöpft, aber, wie ich glaube, das Hauptmerkmal herausgehoben.

Zimmerausstattungen sind hier wie in Uri in so reicher Anzahl und in so stattlichen Exemplaren vorhanden, daß sie die Geschichte unserer Heimatkunst aufs Glänzendste illustrieren. Im 16. und 17. Jahrhundert treffen wir in Uri und Schwyz noch die vollständige Holzvertäferung, die sich vom einfachsten Leistenwerk zu Architekturen im kleinen ausbildet, wobei namentlich auf das Buffet mit dem Wasserständer der Hauptnachdruck gelegt wird. Diese großen Buffets, welche wohl den ganzen Hausrat an Geschirr, Glas, Gold und Silber in sich fassen, sind dreigeschoßig; die mittlere Etage tritt etwas zurück und vor ihr werden die Schätze des Hauses ausgestellt, genau wie bei den gotischen Kredenzen. Die Gliederung ist eine rein architektonische, durch Pilaster oder Halbsäulen oder beides

zusammen, und die Füllungen bezeichnen Rahmen-, Portal- oder Bogenmotive, geschnitten oder als Intarsia. Und im 18. Jahrhundert halten mit den zierlich geschweiften Möbeln die seidenen gestreiften Tapeten oder auch die gemalten Tapeten mit ihren Landschaften, Geschichten und mythologischen Wesen ihren Einzug; damals führte Frankreich seinen zweiten Siegeszug über die germanischen Länder aus, und damals wird der Aufenthalt in fremdem Land mit direkten künstlerischen Einwirkungen verbunden gewesen sein.

Für die Decke behielt aber nach alter Väter Sitte im 17. und 18. Jahrhundert das Holz noch den Vorrang; weil man jedoch die gar zu prunkvollen Kassetten nicht nachahmen konnte, trotzdem aber sehr zum modernen Formenreichtum neigte, so drückte man diese in Malerei auf den Holzbalken aus; so finden wir, allerdings etwas vergrößert, die prachtvollen Akanthusranken des 17., das spielende Muschel- und Blumenwerk des 18. Jahrhunderts, allerdings in ländlichem Idiom, in diesen Stuben und Sälen wieder. Stukkaturen lassen sich seltener nachweisen. Zu den besten Beispielen gehört die Ausstattung des Hauses von Dr. Alban Müller in Utdorf.

Nun aus den breiten Straßen und den herrlichen Gärten von Schwyz in die engen, etwas dunkeln Gassen von St. Gallen mit seinen hohen, schmalen Häusern, die sich rührige und geschickte Leinwandhändler gebaut haben. Herr Sal. Schlatter bemerkt dazu: „Ganz ohne äußere Hülfsmittel, auf die Arbeit seiner Hände und die Tatkraft und Unternehmungslust seiner Kaufleute angewiesen, bietet St. Gallen ein seltenes Bild frühesten industrieller Entwicklung. Die absolute Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, die gemeinsame Arbeit und das Bewußtsein, alles Vermögen durch diese Arbeit errungen zu haben, es aber ebenso rasch wieder verlieren zu können, geben dem ganzen Wesen der Stadt, ihren öffentlichen und privaten Bauten und

Einrichtungen ein merkwürdig ernstes, schlichtes, allen äußern Aufwand meidendes Gepräge. Die bauliche Entwicklung ist in erster Linie durch diesen Umstand bedingt.“ Von den alten, ins Mittelalter zurückreichenden Häusern ist wegen verschiedener, verheerender Brände nichts mehr erhalten; man wird sie sich wie anderwärts als Holzbauten mit Schindelbelag vorzustellen haben; im 15. Jahrhundert wurde mehr aus Stein gebaut, und vor den spätern, zumteil auch recht geschmacklosen modernen Bauten mußten die malerischen Fachwerkhäuser immer mehr verschwinden; wie so viele andere durch Übermalung entstellt, war das Haus zur Hehlen wohl der größte und eindrucklichste Repräsentant dieses Typus, der sonst den einfachern Handwerkerhäusern vorbehalten blieb: rot oder graublau bemalte Balken hoben sich einst wirkungsvoll zwischen den weißen, schwarz eingefassten Mauerflächen heraus; dazu kam noch der laute Farbenjubiläum auf den Zugladen der Fenster oder auf ihren Läden; hier war die Grenze, welche sich die Bürger für ihre künstlerischen Äußerungen gezogen hatten, nicht mehr vorhanden; prunkvoll war ja der Schmuck von dekorativen Malereien nicht, aber er offenbarte eine anspruchslöse Daseinsfreude. Für solche Äußerungen besaß das kühle, verstandesmäßige 19. Jahrhundert kein Verständnis mehr; all jene heitern Farben verschwanden unter trostloser grauer Steinfarbe; und dabei nahm man sich noch ein Recht heraus, von den finstern, weltabgewandten alten Zeiten zu sprechen! Was aber die aufgeklärte Neuzeit der Stadt nicht hat rauben können, ist die originelle Einteilung der Häuser und sind die herrlichen Erker, mit welchen aber sogar St. Gallen — was die Zahl anbetrifft — nicht an Schaffhausen heranreicht.

Die Häuser der reichen, handeltreibenden Familien zeigen den echten, ziemlich gleichmäßig durchgeführten Typus am deutlichsten. Auf festen, gewölbten Kellern ruhte das Erdgeschoß,

durch den geräumigen Hausflur geteilt, der, zugleich als Packraum dienend, Schreibstube und Magazin von einander schied. Natürlicherweise mußten also zunächst die Bedürfnisse des Handels und Gewerbes zu ihrem Recht kommen; der Hausflur mündete in die Treppe, welche zum obern Geschoß führte, das nach vorn zwei Wohnräume, nach hinten Küche und Nebenräume enthielt, während bei dem schmalen Plan, auf welchem sich das St. Galler-Haus zusammendrängen mußte, die Schlafzimmer ins zweite Geschoß verwiesen wurden. Im obersten Stockwerk oder gar im Dachstuhle besaß man schließlich noch einen geräumigen, wohleingerichteten Saal, die sogenannte Luststube. Man kann sich kaum vorstellen, daß eine sehr kinderreiche Familie bequem gewohnt habe, aber die Bedürfnisse haben bekanntlich im Laufe der Zeiten gewechselt, und die meisten Häuser waren noch enger und kleiner, sodaß die Nebenstuben des ersten Geschoßes entweder zu schmalen Gelassen zusammenschrumpften oder ganz wegfielen und die Küche sich mit dem Korridor in den verfügbaren Raum teilen mußte.

Betrachten wir kurz einzelne der wichtigsten Bauten: Schon historisch beansprucht das Haus zum „Tiefen Keller“, Hinterlauben 10, die erste Bedeutung als Geburtshaus Vadian's. Der äußere Anblick legt den Gedanken nahe, es könnten die zwei deutlich und scharf von einander getrennten Hälften zu verschiedenen Zeiten entstanden sein; die bauliche Untersuchung hat dies widerlegt und den eigentümlichen Umstand durch die Tatsache erklärt, daß die eine Hälfte ausschließlich für Kontor- und Wohnräume, die andere mit ihren einzelnen, durchgehenden, großen Räumen, die durch feste Mauern und eiserne Türen gesichert waren, nur als Trésor und Warenmagazin diente. Daß die Ausstattung des Hauses zu verschiedenen Zeiten entstand, beweisen die Daten aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Nicht nur ist die interessante Bogengruppe, welche auf freien Säulen

füßend, die Fenster einrahmt und zusammenfaßt, merkwürdig, sondern vielmehr noch der zierliche Erker, der trotz seiner Mischung aus gotischen und Renaissanceformen das Datum 1608 trägt! Wie so viele St. Gallerhäuser zeigt auch dieses „den Aufzug“ d. h. die durch eine Tür verschlossene Dachluke; da sie nicht über dem Magazin, sondern über dem Wohnraum liegt, darf man wohl schließen, der ganze Dachraum sei noch zur Magazinierung von Waren in Anspruch genommen worden; der Handel muß also hier im Großen betrieben worden sein.

Wie stattlich präsentiert sich der Portnerhof (1518) mit seinen zwei Erkertürmchen und dem Quergiebel, und wie viel mehr muß er sich einst den Augen des Betrachters eingeprägt haben, als mit der Massengruppierung auch noch das Kiegelwerk mitwirkte. Günstigere Ecklösungen ließen sich mit so einfachen Mitteln kaum ausdenken. Dazu gehört auch das Haus zur Stärke. Das 1523 erbaute Haus Hinterm Turm (Turmgasse 7) durfte sein altes Kiegelwerk noch unverputzt behalten. Die Balken sind so angeordnet, daß sie die zwei untern Geschoße als etwas Ganzes zusammenfassen, über dem der Oberbau wieder als besonderer Bestandteil etwas vorkragt, was sonst in St. Gallen nicht üblich ist. Daß die Bewohner an die Behaglichkeit ihrer Räume zuweilen doch nicht ganz bescheidene Ansprüche stellten, beweisen die noch erhaltenen schönen Holzdecken.

Welche Bedeutung man an einzelnen Gebäuden dem Flur beilegte, ist bei den Häusern zum „Goldapfel“ und dem „Großen Haus“ zu ersehen; beim erstern entspricht ihm genau ein geräumiger Wohnraum, beim zweiten ist er als mächtiger Vorplatz nicht in die Querachse, sondern der Hofassade entlang gelegt. Den starken Wendeltreppenturm hat es mit dem 1505 und 1586 gebauten Handelshaus (Turmgasse 1) gemeinsam, wo wir zugleich die sonderbare Beobachtung machen, daß eine Säule im ältern Teil, mit dem Datum 1505, ganz in Renaissance-

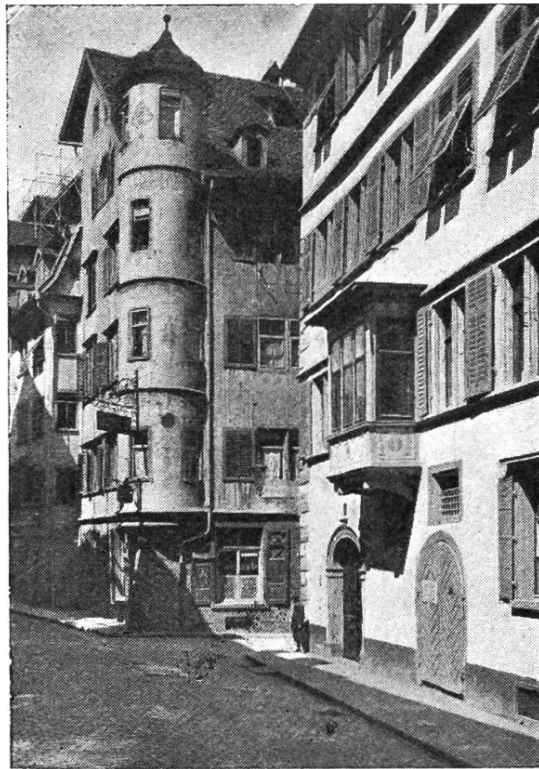
formen, eine andere aus dem jüngern Teile, also von 1586 wieder ganz spätgotisch dekoriert ist. Der Erker trägt das Datum 1641; man ist sich gewohnt, aus dieser Epoche prunkvollere Werke dieser Art zu sehen und die Verwandtschaft mit dem 16. Jahrhundert läge näher, wenn nicht gequetschte Voluten und das charakteristische an Beschlägwerk gemahnende Ornament die typischen Kennzeichen des reifen Barocks bildeten. Als originelle Einzelheiten sind noch die Blumenvase auf der Spitze des Erkerdaches und die verzierten Wasserspeier zu nennen. Das Haus beansprucht historisches Interesse; es war der Schauplatz des Fallimentes einer der angesehensten Handelsgesellschaften St. Gallens (1644). Die nämliche Familie hatte als Ausdruck ihres Reichtums und ihrer Macht das „Schlözli“ an der Speisergasse gebaut, nach dem Muster des thurgauischen Schlosses Altenklingen, wo sie nebst Grundbesitz auch Herrschaftsrechte und niedere Gerichtsbarkeit besaßen. Ein Enkel Badians baute im Jahre 1587 das neuerdings in unverantwortlicher Weise verunstaltete Schlözli, und zwar mit Hilfe eines ausländischen Architekten, welcher sich anscheinend den feudalen Tendenzen des Bauherrn besser anzupassen verstand als die heimischen Meister.

An Bauten des 18. Jahrhunderts hat St. Gallen nur das Haus zur grünen Türe aufzuweisen, das sich zwar in seiner Gesamtheit sehr stattlich präsentiert, das Erdgeschoß als Sockel heraushebt, aber in der Disponierung der Fenster und der Hervorhebung des Mittellots sowie dem Auflager des Giebels keine glückliche Hand verrät.

St. Gallens Stolz bilden die Erker, eines der schätzenswerten Erbstücke, welche die Renaissance von der Gotik übernahm und welche bis ins 18. Jahrhundert hinein der Stolz deutscher Profanarchitektur blieben. Sie ermöglichten eine Vergrößerung des Zimmers um ein behagliches und gemütliches

Käumchen, das nicht allein einen erweiterten, umfassenden Ausblick auf die Straße mit ihrem Verkehr darbot, sondern in vielen Fällen auch die wichtigste Lichtquelle des Zimmers bildete; als ausschauende Warte beansprucht er fast eine höhere Bedeutung als das übrige Zimmer; an ihm konzentrierte sich aller Schmuck, den man dem Äußern der Wohnhäuser kaum gewähren mochte. Die Erkertürme finden sich naturgemäß meist da, wo das betreffende Haus einen Platz oder mehrere Straßenzüge zu beherrschen hat; d. h. sie bezeichnen die Ecke eines Hauses. Die Ecktürmchen des „Blauen Hauses“ (1518) und des „Porterhofes“ (1579) gehörten zu den frühen Beispielen von Erkern an Kiegelhäusern. Daneben ist aber der ein- und zweigeschoßige Wanderker noch stärker vertreten, und Schlatter gibt darüber den höchst interessanten Bericht, daß das „Anhängen“ von „Erggeln“ an schon bestehende Häuser im 17. Jahrhundert besonders eifrig betrieben wurde. „Es wurde zum eigentlichen Wettstreit. Die Protokolle der ‚Herren zu den Gebäuden‘ sind voll von Gesuchen um Erlaubnis dazu. Sie bringen verschiedene Male den Bericht, daß das Vorhaben eines Hausbesitzers zur Erstellung eines Erkers die Bitte seiner beiden Nachbarn um die gleiche ‚Vergunst‘ zur Folge hatte.“ Prunkvolle Beispiele zeigen das Haus zum „Schwan“ und unmittelbar daneben das Haus zur „Kugel“, das leider sein geschweiftes Dächlein gegen einen modernen Balkon hat vertauschen müssen; in alter Pracht präsentieren sich noch die Erker am Haus zum „Kamel“ und zum „Pelikan“. Nicht nur daß hier die Konsolen selbst reich geschnitten sind, werden sie noch von menschlichen Figuren gestützt. Mit einem Reichtum, der an Überladung grenzt, sind Vertikal- und Horizontalbalken und Füllungsfelder am Hause zum „Kamel“ mit Holzschnikereien ausstaffiert; die Tragebalken erscheinen gleichsam in lauter Ornamente aufgelöst, aber doch bleiben alle tektonisch aktiven Teile klar als solche charakterisiert.

Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts setzt der Niedergang der St. Gallischen Kunst ein; man erbaute Häuser von absoluter Gleichförmigkeit. Das Bild der Architektur dieser Stadt wäre aber nur unvollständig, würden wir nicht auch jener reizvollen Landschaft vor den Mauern gedenken, wo der unmittelbare Zusammenhang mit der Natur und die viel einfachere Bestimmung eine freiere, mehr ländliche Bauart ermöglichten. Dahin



St. Gallen. Die Häuser „Zur Flasche“ und „Zum Falken“.

gehören das 1848 leider abgebrochene Schlößchen auf dem Höggersberg (17. Jahrhundert) und das vordere oder Fehrsche Schlößchen, beide mit zwei Ecktürmchen und einem Giebel. Die interessanteste, weit ältere Abbildung des erstern gibt eine Leinwandtapete, zugleich mit der einzigen bekannten Abbildung eines Gartens. Und das Haus zum „Altvater“, jetzt „Rosenfeld“ genannt, bietet uns schließlich noch einen Beleg für die Bautätigkeit eines St. Gallischen Abtes. Es war Beda, welcher

diesen Landsitz für sich und die Konventualen im Jahre 1783 erbaute; ein Priester wohnte hier als Pächter und hatte ein durch Pachtvertrag vorgeschriebenes Quantum Wein für die geistlichen Herren in Bereitschaft zu halten, für welche das erste Geschloß und der große Saal unter dem Mansarddach bestimmt war. Das Prunkstück des Hauses bildet heute noch die grau, grün und gelb bemalte Türe.

Korschach verbindet städtische Gebäude mit mit dörflicher Gesamtanlage, was auf den Ursprung als Reichshof und den „Hofetter“ zurückzuführen ist, das ist die Umgrenzung der alemannischen Ansiedelung durch einen aus Pfählen und Ruten geflochtenen Zaun; diese Ansiedelung zerfiel in lauter einzelne Hofstätten. Daß sich schließlich die Häuser an der Südseite der jetzigen Hauptstraße dichter zusammendrängten, lag darin begründet, daß jene Hofstätten nicht besteuert waren. Ferner wurde die Anlage des Dorfes durch die Öffnung von 1469 und die Wegordnung von 1534 bedingt. — Die ansehnlichsten Wohnhäuser Korschachs stammen aus der zweiten Hälfte des 17. und dem 18. Jahrhundert; sie sind Zeugen eines recht ansehnlichen Reichthums und dieser hatte seine Quellen einerseits in den fremden Diensten, denen zu Hause in der Regel die höchsten Ämter und Würden folgten, anderseits in der sehr eifrig und geschickt betriebenen Leinwandindustrie. Ein Mitglied der Handelsfamilie Hofmann brachte es bis zum Freiherrn und oberösterreichischen Hofkammerrat und erhielt dazu von Kaiser Karl VI. das Privileg, „daß seine in Korschach bestellte und interessierte Handelsleuthe auf den Bogen und Italien geführten Cambrai oder Kammertuch und andere Waren gebrauchte Wappen oder marca des fürstl. Stifts St. Gallen ohne niemands eintrag zu gebrauchen befugt sein sollen.“ Neben dem Hofmannschen Geschlecht zeichnete sich auch das Bayerische durch Titel und Privilegien aus. Im Besitz der Familie Hofmann von Leuchtenstern befand

sich einst das Schlößchen Wiggen, ein Patrizierhaus in Rorschach und eines in Luzern. Das Rorschacher Haus wurde 1581 gebaut. Das Erdgeschoß erscheint in prachtvolle Öffnungen aufgelöst, die natürlich den Magazinräumen entsprechen und bald gruppiert, bald einzeln auftreten; Halbsäulen, Gebälk und Giebel bilden ihren höchst nennenswerten Schmuck; aber die dekorative Glanzleistung bleibt doch der nach St. Galler Muster zweigeschoßig angelegte Erker. Einen besondern Akzent wollte man offenbar auch der Fassade durch starke, geschweifte Linien geben. Zweigeschoßige Erker zeigen auch das Haus zum Merkur und das Rathaus; ersteres baute der Rittmeister Ferdinand von Baher im Jahre 1681. Schon in der klaren Disponierung des Außern offenbart sich eine gewisse Vornehmheit; der Quadersockel und das Portal bilden nebst dem Erker den einzigen Schmuck; aber der gewölbte Hausflur, die geräumigen Vorplätze mit den eisernen Treppengeländern, die Ausstattung der Zimmer mit Malereien und Stukkaturen sprechen deutlich genug davon, wie sich die Erbauer das Leben bei aller angestregten Arbeit angenehm zu gestalten wußten. Mit der St. Gallischen Architektur hat das Rorschacher Rathaus die Anordnung des Erkers zwischen zwei Fensterreihen und die flankierenden Säulen gemeinsam.

Als der mustergültige Vertreter des Rorschacher Wohnbaues aus dem 18. Jahrhundert kann das ehemals Salvinische Haus gelten, das heute im Besitz von Frau Oberst Kunz ist. Die in Frankreich gepflegte klassische Baukunst kommt auch hier zur Geltung. Das Erdgeschoß bildet den monumentalen Quadersockel mit dem prachtvollen beherrschenden Mittelportal; die Kolossalordnung der Pilaster, welche die obere Geschoße gliedert, ist in nicht ganz glücklicher Weise auch im Sockel angedeutet, und in den Bekrönungen der Pilaster sind an Stelle der uralten, bewährten Kapitellformen gezierte Spielereien getreten; aber all

das, was schließlich für den ausgehenden Klassizismus charakteristisch ist, vermag der wahrhaft monumentalen Erscheinung keinen Abbruch zu tun; wer sich zu abfälligen Urteilen über den Barockstil berechtigt glaubt, mag sich an solchen Beispielen von den unvergänglichen Werten dieses Stils überzeugen, der allerdings nur in Frankreich dieses Maß von Reinheit und Klarheit erreicht hat. Dem entspricht im Innern das weite



Korschach. Das Portal der Engalapothek.

Treppenhaus, dessen Treppe im Erdgeschoß in drei Läufen um einen Schacht herumgeführt ist, die schmiedeeisernen oder aus Nußbaumholz geschnitzten Geländer, die höchst vornehme Ausstattung der Innenräume, wo die Wände und Decken bemalt sind, wird hellen, freundlichen Farben der Vorzug gegeben, und diesem Kolorit sind auch die Möbel angepaßt. Rokoko und Klassizismus dulden nichts Schweres oder Düsteres; zu einer Zeit, da schon die Gewitterwolken der nahen Stürme am Hori-

zont aufzogen, sollte das Leben so viel wie möglich ein angenehmes Spiel, eine Folge von Freuden und Vergnügungen sein. Gegenüber dem Rokoko beginnt der Klassizismus in vermeintlicher Nachahmung der Alten die hüpfende Bewegung, das leicht und duftig hingestreute Ornament wieder in starre, gerade Linien zu bannen. Den Übergang von quellenden, in lauter Kurven sich herumwerfenden Formen mit der feck hineingeworfenen Fülle von Blumen zu dem Kühlen, Berechneten, Reservierten des Klassizismus, der in Vielem noch die nämlichen Absichten hegt wie das Rokoko, aber seine Formen nicht damit in Einklang zu bringen vermag, zeigen, abgesehen von den Öfen des Rathhauses (jetzt im Landesmuseum und im Museum von St. Gallen), die grau in grau gemalten Dekorationen des Hauses „Im Hof“. Am Giebel der jetzigen Schulratskanzlei, deren drei Geschoße durch eine einzige Pilasterordnung gegliedert werden, hat der Klassizismus die überquellenden, kraftstrotzenden Voluten des Barockstils in harte, brüchige Mäanderlinien umgewandelt; wichtiger als die Voluten der jonischen Pilasterkapitelle erscheinen die steifen und starren Gebälkaufsätze.

Das schon erwähnte Haus „Im Hof“ enthält aber auch noch eine Dekoration mit sogen. Chinoiseries. Vielleicht unter dem direkten Einfluß des Porzellangewerbes, das einer der reichsten Kunstzweige für Rokoko und Klassizismus bildet, übernahm man die Landschaftsmotive, welche die Chinesen zu den zierlichsten Nippfachen umgewandelt hatten, und nicht nur die Motive, sondern bis zu einem gewissen Grade auch die ganz lockere, rein dekorative Kompositionsweise.

Wieder vollkommen anders tritt uns der Kanton Appenzell entgegen, für den nicht Dörfer und Städte, sondern die Einzelsiedelungen maßgebend geblieben sind; anfangs nur mit Landwirtschaft beschäftigt, kamen die Appenzeller allmählich auch in Berührung mit der Industrie St. Gallens, bis sie selbständig

Fabrikation und Vertrieb von Leinwand und Baumwolle betrieben. Bald bildete die Weberei als Hausindustrie eine stärkere Bevölkerung der Gegend. Neben dem Bauer arbeitete sich der ländliche Handelsmann, der Industrielle zu einem maßgebenden Faktor für die Kultur des Landes empor, und so gewannen auch die Dörfer Bedeutung. Für die Bauart blieb das Bauernhaus Vorbild, nur daß die zur Landwirtschaft gehörigen Ökonomiegebäude wegfielen. Wo zahlreiche Industrielle wirkten, wurde zuweilen die bäuerliche Einzelsiedelung zugunsten der Häuserreihen aufgegeben, aber nie erhielten die Häuser städtisches Gepräge: ihre hohe, breite, stattliche Giebelfronte und die in lauter Fenster aufgelösten Wände blieben charakteristisch, mag es sich nun um alleinstehende Häuser oder um Dorfgassen handeln. An Stelle der ältern Strichwände mit partieller Schutzläserung trat die ganz vertäfelte Wand; diese Läserung erhielt erst im 19. Jahrhundert den durchweg verwendeten hellen Anstrich, während man ihnen früher teils die natürliche Holzfarbe beließ, teils jene farbenfreudigen, derben, aber nie langweiligen Bauernornamente applizierte (Haus zur Bleiche in Herisau, 1566). Ja, auch ins Innere drang die Polychromie ein und beschränkte sich nicht auf die Möbel allein; graublau und grünliche Marmorierungen und Maserierungen der Frieße, landschaftliche und figürliche Szenen auf den Füllungen, vor allem aber der üppige Blumenschmuck bilden die Motive. Schlatter erwähnt als besonders bezeichnend die Räume in der Krone zu Hundwil und der Krone zu Trogen und ein Zimmer in einem Privathaus in Heiden. Von fremden Motiven fanden das Mansarddach und der barocke, geschweifte Giebel in Appenzeller Holzbau die freudigste Aufnahme, ja selbst die Pilasterstellung blieb nicht einmal den übrigens recht seltenen Steinbauten (Haus in Gais; Pfarrhaus in Grub) vorbehalten. Bestimmend für die Appenzeller Architektur dürfte die Tätigkeit der verschiedenen Bau-

meister Grubenmann und des Konrad Langenegger aus Gais gewesen sein. Eine höchst bemerkenswerte Mischung des appenzellerisch-ländlichen Typus mit dem st. gallisch-städtischen zeigt das Haus Baumann in Herisau mit seinem stattlichen Eckturm oder Erker. „Die sichere, aus kräftigem Volksgeist und solider Technik entsprungene Richtung dieser appenzellischen Bauweise,“ sagt Schlatter, „hatte die gute Folge, daß sie sich lange lebenskräftig erhielt. Erst in neuerer Zeit drangen wirklich unerfreuliche Elemente wie Backsteinrohbau und dergl. ins Land ein.“



Trogen. Landsgemeindeplatz.

In einer ganz andern Art hebt sich Trogen aus dem Typus der Appenzeller Bauart heraus; man kann den Ort in architektonischer Hinsicht als das bemerkenswerteste Stück des Appenzellerlandes bezeichnen. Die Ortschaft drängt sich im Gegensatz zu andern auf einer schmalen, fast rings von Schluchten umgebenen Anhöhe zusammen; der von Speicher her Kommende betritt zunächst ein Dorf, sobald er aber des Landsgemeindeplatzes gewahr wird, glaubt er sich in ein städtisches Gemeinwesen versetzt, dem gleichsam ein Wille, ein aufs Große gerichteter Gedanke das unvergeßliche Gepräge verliehen hat; was

ein angesehenes Geschlecht, das mit Stolz auf die Tüchtigkeit und die hohen geistigen Fähigkeiten all seiner Glieder blicken darf, für seinen Heimort bedeuten kann, sagen besser als alle Worte und alle Familiengeschichten die ernstesten, stolzen Steinbauten, welche sich neben der Kirche aufreihen und den Platz umgrenzen. Sie alle verdanken der Familie Zellweger ihren Ursprung und zwar im 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts; die Gebäude, welche jetzt als Rathaus und Pfarrhaus dienen, bildeten früher ebenfalls Privatwohnungen. Im Grundzug blieben sie der schweizerischen Bauweise treu: kein Prunk und Prahlen, weder nach innen noch nach außen, ja für den Ankömmling von uninteressanter Einfachheit; aber die überaus feinen Stukkaturen in den Korridoren und an den Zimmerdecken zeugen von Kunstfönn und feinem Geschmack; in weiser Beschränkung der Mittel haben die Bauherren hier ihrem Heimort das Edelste und Schönste gegeben, was sie zu bieten vermochten. — Wie die feinsten Bauwerke, so bietet Trogen auch den einzigen Garten des 18. Jahrhunderts mit feiner strengen Symmetrie.

Unser Rundgang ist vollendet. Ein abwechslungsreiches Bild hat sich vor unsern Augen entrollt, die „alte“ Zeit hat sich hierin wohl nicht von ihrer nachteiligen Seite präsentiert. Die Erforschung des schweizerischen Bürgerhauses, gestützt auf Denkmälerpublikation und Urkundenmaterial, ist ein sicherer Weg, noch viele unbekannte Kulturschätze zu heben, ans Tageslicht zu fördern und für die historische Wissenschaft und die Praxis nutzbar zu machen; denn mit der Bewunderung allein ist es nicht getan, sondern sie rücken uns zugleich wieder die Pflicht vor

Augen, es mit unserer ästhetischen Haus- und Stadtkultur nicht leicht zu nehmen. Was unsere Bewunderung wach ruft, ist die Liebe und Sorgfalt, mit der sich unsere Altvordern praktisch der künstlerischen Gestaltung ihrer engsten und ureigensten Lebenssphäre, des Bürgerhauses, gewidmet haben. Liegen hier nicht auch die starken Wurzeln unserer Kraft?
